

Amélie Nothomb

*Biographie
des Hungers*

Roman

*Aus dem Französischen
von Brigitte Große*

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2004
bei Albin Michel, Paris,
unter dem Titel ›Biographie de la faim‹
Copyright © 2004 by Éditions Albin Michel
Umschlagfoto © Catherine Cabrol

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2009
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/09/52/1
ISBN 978 3 257 06697 5

Die offenbar günstigen Wechselfälle des Lebens ließen mich außerdem kürzlich Bekanntschaft mit drei Abkömmlingen Vanuatus schließen. Sie sahen famos aus – alle drei Männer ähnelten Affenbrotbäumen.

Sie hatten die gleiche Größe, den gleichen üppigen Bewuchs und, wenn ich das so sagen darf, den gleichen Blick: große, schläfrige Augen. Das ist nicht im Geringsten abwertend gemeint – Schläfrigkeit ist kein Makel.

Ich saß mit den drei Männern beim Essen. Die anderen Gäste aßen, das heißt, sie schienen Appetit zu haben und verleibten sich in regelmäßigem Rhythmus Bissen ein.

Die drei Individuen aus Vanuatu dagegen rührten das Essen kaum an – nicht wie Asketen, sondern wie Menschen, die vom Tisch aufstehen wollen. Gefragt, ob es ihnen nicht schmecke, antwortete einer von ihnen, nein, nein, es sei sehr gut.

»Und warum essen Sie dann nichts?«

»Weil wir keinen Hunger haben.«

Es war offensichtlich, dass er nicht log.

Den anderen genügte diese Antwort. Mir nicht.

»Warum haben Sie keinen Hunger?«, fragte ich.

Nun hätten sich die Abkömmlinge Vanuatus zu Recht darüber entrüsten können, dass sie sich zu einem solchen Thema erklären sollten. Doch das taten sie nicht. Anscheinend hielt derjenige, der ihr Wortführer zu sein schien, meine Frage einer Antwort für würdig, denn er begann, wie ein Mann mit zu vollem Bauch, der Anstrengungen nicht gewohnt ist, langsam zu sprechen:

»In Vanuatu gibt es überall Nahrung. Wir mussten nie etwas produzieren. Man braucht bloß die Arme auszustrecken, schon fällt in den einen eine Kokosnuss, in den anderen eine Bananenhand. Da will man sich ein wenig im Meer erfrischen und sammelt dabei unweigerlich köstliche Muscheln, Seeigel, Krabben und wohlschmeckende Fische. Man geht im Wald spazieren, wo viel zu viel Geflügel haust, und ist quasi gezwungen, aus Freundlichkeit ein paar überzählige Eier aus den Nestern zu nehmen oder einem Vogel, der nicht einmal auffliegt, den Hals umzudrehen. Die Warzenschweinweibchen haben viel zu viel Milch, weil sie völlig überfressen sind, und betteln geradezu darum, dass wir sie melken, um den Überschuss loszuwerden; sie stoßen schrille Schreie aus und hören erst damit auf, wenn man der Forderung nachkommt.«

Er verstummte. Und fügte nach kurzem Schweigen hinzu: »Es ist schrecklich.«

Erschüttert von seinem eigenen Bericht, schloss er mit den Worten: »Und so ist es seit jeher auf Vanuatu.«

Die drei Männer aus Vanuatu, die miteinander das auf allen Bewohnern von Vanuatu lastende Geheimnis permanenten Überschusses teilten, sahen einander mit düsteren Mienen an, dann verfielen sie wieder in ein bedrücktes Schweigen, das ungefähr besagte: »Ihr wißt ja nicht, wie das ist.«

Der Gegenstand, der mich hier beschäftigt, ist mir beileibe nicht fremd. Was mich an Vanuatu fasziniert, ist, dass es in so hohem Maße die geographische Manifestation meines Gegenpols ist. Denn ich bin der Hunger.

Die Physiker träumen davon, das Universum aus einem einzigen Gesetz zu erklären. Das ist wohl ziemlich schwierig. Wäre ich ein Universum, ich ließe nur eine Macht gelten: den Hunger.

Es geht mir hier nicht um ein Monopol; Hunger ist ein Wesenszug, den ich mit den meisten Menschen teile. Ich behaupte nur, eine Meisterin auf diesem Gebiet zu sein. So weit mein Gedächtnis reicht, bin ich immer fast vor Hunger gestorben.

Ich komme aus begüterten Verhältnissen; bei mir zu Hause fehlte es an nichts. Das veranlasst mich, diesen Hunger als eine persönliche Eigenheit zu betrachten – sozial ist er nicht zu erklären.

Man muss dazusagen, dass mein Hunger im weitesten Sinn zu verstehen ist. Der Hunger auf etwas zu essen allein wäre wohl noch erträglich gewesen. Aber gibt es das überhaupt? Verweist nicht der hungrige Magen immer auch auf einen allge-

meineren Hunger? Unter Hunger verstehe ich diesen entsetzlichen Mangelzustand des ganzen Wesens, diese quälende Leere, diese Sehnsucht weniger nach utopischer Fülle denn nach schlichter Wirklichkeit – ein Flehen, dass, wo nichts ist, etwas sei.

Lange habe ich die Hoffnung gehegt, in mir ein Vanuatu zu finden. Doch als ich mit zwanzig jenen Vers aus der Feder Catulls las, mit dem er sich selbst vergeblich ermahnte: »Hör auf zu wollen«, ahnte ich, dass mir das niemals gelingen würde, wenn schon ein solcher Dichter daran gescheitert war.

Hunger ist Wollen. Er ist ein viel stärkeres Begehren als das Begehren. Er ist nicht Wille, denn Wille ist Kraft. Auch keine Schwäche, denn Passivität ist ihm fremd. Der Hungrige ist ein Suchender.

Wenn Catull sich Bescheidenheit verordnet, dann tut er das, weil er sich nicht bescheidet. Im Hunger steckt eine Dynamik, die es verbietet, diesen Zustand hinzunehmen. Ein Wollen, das unerträglich ist.

Das Wollen Catulls, wird man einwenden, gehöre nicht hierher, weil es aus dem Liebesmangel, der quälenden Abwesenheit der Geliebten, herrührte. Meine Sprache aber errät hier dasselbe Register.

Der wahre Hunger, der keine Fressgier ist, der Hunger, der die Seele entblößt und ihrer Substanz entkleidet, ist die Leiter, die zur Liebe führt. Alle großen Liebenden sind durch die Schule des Hungers gegangen.

Die von Geburt an Satten – und davon gibt es viele – werden nie diese ständige Angst erfahren, dieses aktive Warten, dieses Fieber, dieses Elend, das einen Tag und Nacht wach hält. Der Mensch wächst an den Erfahrungen seiner ersten Lebensmonate; wenn er da keinen Hunger fühlt, wird er zu einem jener sonderbaren Auserwählten oder Verdammten, die ihr Leben nicht um den Mangel errichten.

Die jansenistischen Begriffe von Gnade und Ungnade kommen dem vielleicht am nächsten: Niemand weiß, warum manche hungrig geboren werden und manche satt. Es ist eine Lotterie.

Und ich habe das große Los gezogen. Ich weiß nicht, ob es ein beneidenswertes Los ist, aber ich zweifle nicht daran, auf diesem Gebiet außergewöhnliche Kenntnisse zu besitzen. Wenn Nietzsche vom Übermenschen spricht, darf ich auch vom Überhunger sprechen.

Ich bin kein Übermensch; überhungrig bin ich mehr als irgendjemand sonst.

Ich hatte immer einen ausgezeichneten Appetit,

besonders auf Süßes. Zwar muss ich zugeben, dass ich in der Disziplin des hungrigen Magens größere Meister kenne als mich, meinen Vater zum Beispiel. Aber was Süßes betrifft, bin ich unschlagbar.

Wie zu befürchten war, zog dieser Hunger immer weitere Kreise. Von frühester Kindheit an quälte mich das Gefühl, nie die angemessene Portion zu bekommen. Kaum war der Schokoriegel aufgegessen, das Spiel ohne Höhenflüge verlaufen, die Geschichte zu einem unbefriedigenden Ende gelangt, kaum hatte der Kreisel aufgehört, sich zu drehen, kaum hatte ich in einem Buch, das für mich noch kaum begonnen hatte, die letzte Seite aufgeschlagen, bäumte sich in mir etwas auf: Wie, das war alles?

Wollte man mich verschaukeln? Als wäre das genug, ein Riegel Schokolade, ein billiger Sieg, ein harmloser Schluss, eine sinnlos abgebrochene Drehung, ein Buch, das einem ein X für ein U vormacht! War es das wert, uns so grandiose Dinge vorzusetzen wie Süßigkeiten, Karten, Geschichten, Spielzeug und, last but not least, Bücher, wenn man uns dann so sehr hungern ließ?

Ich bin keine Verfechterin der Satttheit. Die Seele soll einen Teil ihres Begehrens bewahren. Aber zwischen Sättigung und dreistem Betrug gibt es noch einigen Spielraum.

Am schlimmsten war es mit den Märchen. Da zog ein sagenhafter Geschichtenerfinder großartige Anfänge aus dem Ärmel. Wo vorher nichts war, setzte er phantastische Räderwerke in Gang, erzählerische Raffinessen, die dem Geist den Mund wässrig machten: Siebenmeilenstiefel, verwandlungsfreudige Kürbisse, Tiere mit schöner Stimme und umfassendem Wortschatz, mondfarbene Kleider, Frösche, die sich als Prinzen ausgaben. Und wozu das alles? Nur damit sich am Ende herausstellte, dass der Frosch ein wahrhaftiger Prinz zum Heiraten und Kinderzeugen war.

Wen wollte man damit zum Narren halten?

Offensichtlich gab es ein Komplott, dessen heimliches Ziel die Enttäuschung war. »Man« (wer? das habe ich nie herausgekriegt) wollte meinen Hunger überlisten. Das war unerhört. Leider wich meine Empörung bald der Scham, als ich feststellte, dass die anderen Kinder sich damit begnügten, ja, noch schlimmer, nicht einmal ein Problem darin sahen.

Die typische Scham des Kleinkinds: Statt stolz zu sein auf seinen höheren Anspruch und ihn wie eine sündige Eigenart auszukosten, schämt es sich, weil es den anderen Individuen seines Alters möglichst ähnlich sein möchte.